

Die Corona-Krise hat die Wissenschaft ins Zentrum der öffentlichen und politischen Diskussion gerückt. Die Wissenschaft, welche Wissenschaft? Erleben wir hier möglicherweise einen Wendepunkt in der gesellschaftlichen Stellung der Wissenschaft? Der Soziologe Wolfgang Streeck hat an dieser Stelle kritische Fragen zu dieser neuen Rolle aufgeworfen (F.A.Z. vom 11. Januar) – brillant formuliert und polemisch überspitzt, wie man es von ihm kennt. Da das Thema wichtig ist, lohnt die Differenzierung zwischen Kritik und Polemik. Covid-19 hat Teile der wissenschaftlichen Gemeinschaft in einen Modus der Wissenschaft als Krisenprävention und -management für das öffentliche Wohl gedrängt. Wir erleben möglicherweise eine Vorschau auf das, was wohl eine zunehmend prominente Form der Wissenschaft werden wird, da sich ökologische und soziale Krisen in unserer komplexen, globalisierten Welt verstärken und die Zeitfenster für notwendige wissenschaftsbasierte Prävention und Reaktionen schrumpfen werden.

Insgesamt sehen wir einen sich entfaltenden Wandel sowohl in der Praxis als auch im Selbstverständnis von Wissenschaftlern. Auffällig ist dabei, wie Streeck bemerkt, dass im vielstimmigen Orchester der Wissenschaft einige Stimmen besonders laut zu hören sind, während andere eher nur aus dem Hintergrund vernehmbar sind. Man spürt, wie ungewohnt die Rolle im Live-Konzert vieler Disziplinen noch immer ist – oder handelt es sich überhaupt nicht um ein Konzert, sondern um das unkoordinierte Spiel von Solisten?

Die Pandemie stellt nicht nur unser Gesundheitssystem auf die Probe, sondern ist auch eine außergewöhnliche Herausforderung, das Wissen vieler Disziplinen zu einer Überblickskompetenz zusammenzuführen, um daraus Handlungsoptionen für eine sich rasch verändernde Realität abzuleiten. Eine Herausforderung, der sich nicht nur die Politik, sondern auch die Gesellschaft und insbesondere die Wissenschaft zu stellen hat. Im Verlauf des vergangenen Jahres haben sich Wissenschaftsinstitutionen wie die Leopoldina und zahlreiche neu geschaffene Beratungsgremien mit dieser Frage auseinandergesetzt und um den Abgleich wissenschaftlicher Perspektiven mit gesellschaftlichen Interessenkonflikten und politischer Pragmatik gerungen.

Wolfgang Streeck sieht dagegen vor allem „Polit-Virologen“ wie Karl Lauterbach und „regierende Physiker“ (die Kanzlerin?) am Werk – die Epidemiologen, die ja durchaus empirisch, sozialwissenschaftlich und historisch arbeiten, subsumiert er dagegen kurzerhand unter die Physiker und Mathematiker. Das ist eine Polemik, die auf einen problematischen Elitenbegriff hinausläuft, der das eigentliche Problem verdeckt: die heikle Schnittstelle zwischen Politik und Wissenschaft, die Streeck aus eigener Erfahrung – er hat einst die Regierung Schröder beraten – gut kennt.

Hier hat sich jedoch seither einiges getan, freilich bei weitem noch nicht genug. Immerhin hat sich die Wissenschaft selbst zunehmend der konfliktreichen Aufgabe angenommen, das Wissen der Spezialdisziplinen (auch das der Soziologie) zu versammeln und die Kommunikation mit der Politik vom Hinterzimmer stärker in institutionalisierte Bahnen zu lenken. Dennoch fehlt es an einer wirksamen Außenvertretung der Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft, die das versammelte Wissen bündelt und autoritativ verfügbar macht – eine Aufgabe von zunehmender Dringlichkeit. Wissenschaften sind stark darin, sich selbst zu organisieren, schwächen aber, wenn es wirklich darum geht, Politik und Öffentlichkeit koordiniert gegenüberzutreten.

„Follow the science!“ hält Streeck für einen erkenntnistheoretisch unbescholtenen Spruch. In der Tat sollte uns die Wis-

senschaft keine Imperative, sondern Handlungsoptionen anbieten, über die man streiten kann und muss, auch weil sie oft widersprüchlich sind und Prioritätensetzungen verlangen. Dagegen ist es durchaus berechtigt, an die Wissenschaft die Forderung zu richten, ihre Einsichten so zuzuspitzen, dass daraus Handlungsoptionen abgeleitet werden können, was allerdings innerhalb der Wissenschaften

lien von Gesellschaften gegenüber Krisen beschäftigt. Allerdings ist mangelnde Prävention nicht unbedingt ein vorrangig wissenschaftliches Problem, sondern eine Herausforderung an die politische Umsetzung längst vorhandener Einsichten. Wir sollten im Übrigen auch nicht vergessen, wie neu das Phänomen noch ist, zu dem hier wissenschaftliche Erkenntnisse eingefordert werden.

führt, die solche Zweifel erst plausibel erscheinen lassen: die Polemik zerschellt am Präventionsparadox.

Die brachiale Abwendung einer „Gefahr im Verzug“ besagt nicht, dass wir nicht auch als Gesellschaft dringend lernen müssen, mit Gefahren wie Covid-19 in abgewogener Weise umzugehen. Erst recht, wenn sich diese Gefahren nicht ausrotten lassen, sondern verstetigen und vervielfältigen. Hier stellt sich nicht allein die Frage nach dem Überleben, sondern danach, wie mit diesen Gefahren zu leben ist. Eine Beantwortung dieser Frage ist ohne sozialwissenschaftlich informierte Differenzierung unmöglich.

Streeck spricht unter dem Stichwort „public health“ neuralgische Punkte einer an nicht nachhaltigem wirtschaftlichen Wachstum ausgerichteten Gesellschaft an, die durch Corona an die lebensentscheidende Rolle öffentlicher Daseinsvorsorge erinnert wird. Seine Kritik der „hyperglobalisierten Risikogesellschaft“ und ihres Umgangs mit der Corona-Krise trifft den Kern der Sache mehr, als er, der das Thema Nachhaltigkeit nur am Rande streift, offenbar ahnt. Im Turbokapitalismus werden die realen Kosten, auch die der Naturzerstörung, externalisiert. Dagegen ist es Aufgabe der Politik, eine Vollkostenrechnung aufzumachen, das heißt, für Nachhaltigkeit zu sorgen.

Training für weitere Krisen

Die Wissenschaften müssen sich besser untereinander vernetzen und sprechfähig werden, um die Herausforderungen zu bestehen. Eine Antwort auf Wolfgang Streeck.

Von Jürgen Renn

keineswegs breit akzeptiert ist. Für die nötige Verknüpfung des Wissens verschiedener Disziplinen braucht es jedenfalls die Fähigkeit des Abwägens, auch unter Gesichtspunkten der Verhältnismäßigkeit. Das wissen auch die Jugendlichen von Fridays for Future, deren Appell, der Wissenschaft in der Klimafrage zuzuhören, kein Appell an Gefolgschaft ist und sich deshalb auch nicht so einfach wegwaschen lässt.

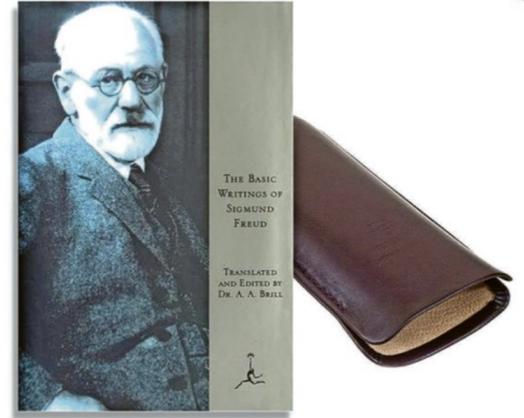
„Listen to the scientists!“, hat Greta Thunberg den Abgeordneten des US-Kongresses 2019 zugerufen. Ich bin mir sicher, dass ihr da auch Wolfgang Streeck zustimmt, wenn er auch auf den erkenntnistheoretisch und wissenschaftshistorisch diffizilen Charakter von „Fakten“ hinweist. So berechtigt dieser Hinweis in philosophischer Hinsicht sein mag, lässt sich daraus keineswegs grundsätzliche Skepsis gegenüber der Wissenschaft ableiten. Wissenschaftliches Wissen bleibt das verlässlichste Wissen, auf das Gesellschaften ihre Entscheidungen in allen Bereichen stützen können, in denen es mit ausreichender Zuverlässigkeit verfügbar ist.

Da gibt es, und darauf weist Streeck auch im Hinblick auf die Corona-Krise hin, noch große Lücken, nicht nur in der Virologie und Epidemiologie, sondern gerade auch in den Gesellschaftswissenschaften. Welche Rolle spielen gesellschaftliche Ungleichheiten für die Wahrscheinlichkeit, an Covid-19 zu erkranken? Wie sieht die Sozialstruktur des Infektionsgeschehens aus? Wie verstärkt die Krise Ungleichheiten, und was ließe sich dagegen tun? Hier fordert er zu Recht mehr empirische Forschung, die sich mit Fragen der Daseinsfürsorge, der medizinischen Prävention und der Resi-

Gesicherte Einsichten der Wissenschaften über drohende Gefahren, auf die es keine adäquaten gesellschaftlichen Antworten gibt, häufen sich: Zuvorderst ist hier die politisch immer noch unterschätzte Wucht der Klimakatastrophe zu nennen sowie die weitgehend missachtete Notwendigkeit, unsere Wirtschaft und Lebensweise rasch zu defossilisieren und vor allem die Energiewende konsequent weiterzuführen. Auch in Bezug auf Covid-19 gibt es solche Einsichten, und sie geben keinerlei Anlass, die Pandemie zu verharmlosen. Im Gegenteil, angesichts erheblicher Übersterblichkeit in den Hotspots und mit Blick auf neue Mutationen sind vorerst Restriktionen möglicherweise weiterhin unvermeidlich und die Kritik an ihnen mangels aktuell verfügbarer Alternativen wohlfeil.

„The house is on fire“ heißt es zu Recht bei Fridays for Future, und dasselbe gilt für so manche Intensivstationen von Irland bis Südafrika, auch Deutschland ist mittendrin. Da braucht es keine differenziert verteilten Gießkannen, da braucht es eine kompetente Feuerwehr, die auch mal mit schwerem Gerät hantiert und die außer Kontrolle geratenen Flammen effektiv erstickt.

Die rasche Entwicklung von Impfstoffen ist ein nicht kleinzuredender Triumph der Wissenschaft. Aber ohne die Lockdowns und Hygienemaßnahmen wären die Zahlen inzwischen weitaus dramatischer und bewegten sich schlichtweg nicht in dem Rahmen, den Streeck als beherrschbar ansieht. Dass dies auch mit stärker selektiven Maßnahmen gelingt, bleibt reine Spekulation, aber dass wir für die Zukunft eine bessere Vorsorge im Sinne von „Brandschutz“ brauchen, ist gewiss. Der „Hammer“ der harten Maßnahmen, deren Notwendigkeit Streeck in Zweifel zieht, hat jedenfalls zu Resultaten ge-



Schriften, Brille und Etui machen noch keinen neuen Freud Foto Neue Galerie New York

Freud, der Fetisch?

Wahrlich erlesen: Nippes für das Auge und die Seele aus der Neuen Galerie in New York

Das klingt wirklich einmal nach einer Verlockung – „Freud Fetish“. So nämlich nennt die Neue Galerie an der Fifth Avenue in New York das aktuelle Angebot in ihrem opulenten Geschenkkeladen. Das „Museum für deutsche und österreichische Kunst des frühen zwanzigsten Jahrhunderts“ hat sich da eine sehr spezielle Zusammenstellung ausgedacht, hübsch verpackt. Wahren Liebhabern muss das Herz aufgehen und mit ihm der Geldbeutel beim Preis von 537 Dollar.

Dafür hat das Ensemble drei überzeugende Bestandteile. Da ist zunächst Sigmund Freuds Sonnenbrille, genauer eine Brille mit dunkelgrünen Gläsern ungefähr nach dem Modell, wie er es einst trug. Das Gestell ist, kostbar genug, aus Schildpatt handgefertigt von einem feinen Optiker. Dazu gibt es ein Freud-Brillenetui, hergestellt in der Wiener Traditionsfirma R. Horn's für exklusive Lederwaren, die, so deren Philosophie, „dem ästhetischen Verständnis der Arbeiten von Otto Wagner, Josef Hoffmann, Adolf Loos und der Wiener Werkstätte“ verpflichtet sind. Passt also bestens, handgenäht aus braunem Kalbsleder und autorisiert vom Sigmund Freud Museum in Wien.

Was so weit eher edler Nippes ist, wird getragen vom alles entscheidenden Bildungsaspekt, in Form einer 973 Seiten umfassenden Ausgabe der „Grundlegenden Schriften“ des Vaters der Psychoanalyse: „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“, „Die Traumdeutung“, „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“, „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“, „Totem und Tabu“ und „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“. Das Ganze in der englischen Übersetzung von Abraham Arden Brill und in voller Länge, selbstredend. Wer diese Texte inhaliert, ist erst einmal bedient in der hehren Absicht, ihren Inhalt zu erfassen, der, so lautet das nicht ganz neue Versprechen, „zutiefst unser Verständ-

nis des menschlichen Verhaltens beeinflusst“ hat.

Sehr gut möglich, dass das New Yorker Museum bei dem exquisiten Geschenkpaket an allfällige, aktuelle Deutungsanschlüsse beim Erfinder der Seelenkunde gedacht hat. Beizufügen wäre gegebenenfalls noch die Abhandlung „Zur Einführung des Narzißmus“ aus dem Jahr 1914 gewesen. Aber auch so dürfte die Lektüre der „Basic Writings“ sattsam erhellend bei der Betrachtung mancher Kunstwerke samt ihrer Historie in der Neuen Galerie sein. Das gilt nicht zuletzt für Gustav Klimts Bildnis „Adele Bloch-Bauer I“, berühmt als die „Goldene Adele“, das dort ein Herzstück bildet. Der Hausherr Ronald Lauder hat das Gemälde des Wiener Großkünstlers des Fin de Siècle im Jahr 2006 für 135 Millionen Dollar gekauft. Es ließe sich, da würde Lauder als leidenschaftlicher Sammler vielleicht sogar zustimmen, einen veritablen „Klimt Fetish“ heißen. Wobei einem endlich, freie Assoziation halt, unwillkürlich Freuds kleine, ein wenig gewöhnungsbedürftige Schrift von 1927 einfällt, die schlicht „Fetischismus“ heißt. Dass sie im großen Freud-Kompendium fehlt, ist schon recht; der Weg zur Erkenntnis führt eben auch beim Meister über manch steinigem Pfad. Und „Freud Fetish“ hätte ihm wohl nicht wirklich gefallen, wo er mit Amerika selbst so gar nicht zurechtgekommen ist.

Das macht aber nichts, die Idee des Museums ist trotzdem voller Witz, inklusive ihrer Beziehungen zum Unbewussten. Freuds zynischer Wiener Zeitgenosse Karl Kraus hatte die Sache mit dem Fetischismus sehr simpel so formuliert: „Es gibt kein unglücklicheres Wesen unter der Sonne, als einen Fetischisten, der sich nach einem Frauenschuh sehnt, und mit einem ganzen Weib vorlieb nehmen muß.“ Dann doch, bitte, lieber diese dunklen Augengläser à la Sigmund Freud, um in der hellen Sonne seine erleuchteten Texte zu lesen. ROSE-MARIA GROPP

